

Herbert Paukert

ENTWICKLUNG
ERZIEHUNG
SCHULE

<i>[1] Grundlagen der Kindesentwicklung</i>	<i>... 02</i>
<i>[2] Sozialisierung und Entwicklung</i>	<i>... 03</i>
<i>[3] Verschiedene Erziehungsstile</i>	<i>... 05</i>
<i>[4] Erziehungsprobleme in der heutigen Zeit</i>	<i>... 07</i>
<i>[5] Was ist eine „richtige“ Erziehung?</i>	<i>... 08</i>
<i>[6] Allgemeine Leitlinien der Schulbildung</i>	<i>... 10</i>
<i>[7] Die Messbarkeit von Schülerleistungen</i>	<i>... 11</i>
<i>[8] Anmerkungen zum Mathematikunterricht</i>	<i>... 13</i>
<i>[9] Psychosoziale Aspekte von Lernstörungen</i>	<i>... 14</i>

Homepage: www.paukert.at

[1] Grundlagen der Kindesentwicklung

Erziehung ist die Einflussnahme auf das Verhalten und die Entwicklung eines Kindes. Sie erfolgt primär durch Bezugspersonen wie Mutter, Vater, Lehrer, usw. Die erziehenden Personen sind Teil der Gesellschaft und haben bestimmte Erziehungsziele und bestimmte Erziehungsmethoden. Das allgemeinste Ziel besteht in der Vermittlung eines **Wertesystems**, das vom Kind verinnerlicht und dann handlungsanleitend wird. Das Kind braucht dazu Regelmäßigkeiten, die ihm Sicherheit und Orientierung geben, so dass sich ein Urvertrauen entwickeln kann. Wichtig sind dabei Rituale wie beispielsweise jene der Körperpflege (Sauberkeit) oder des Benehmens (Höflichkeit und Anstand). Die Erziehungspraktiken stützen sich auf unterschiedliche Lerntechniken wie mechanisches oder konditionelles Lernen. Hervorzuheben ist das Lernen durch Vorbild und Nachahmung. Wichtig ist, dass am Ende eines Erziehungsprozesses beim Kind die bewusste Einsicht in das erwünschte Lernziel vorhanden ist.

Primäre Erziehungsziele sind **Befriedigungsaufschub**, **Impulskontrolle** und auch **Frustrationstoleranz**. Ihre neurobiologischen Grundlagen sind die neuronalen Vernetzungen und reziproken Kopplungen zwischen der vorderen Großhirnrinde und dem tiefer im Gehirn liegenden limbischen System, wobei bestimmte chemische Transmitterstoffe (Serotonin, Dopamin, usw.) maßgeblich beteiligt sind. In der stammesgeschichtlich jungen Großhirnrinde sind die kognitiven Funktionen der Psyche lokalisiert (Wahrnehmung, Gedächtnis und Denken). Im stammesgeschichtlich älteren limbischen System sind die Gefühle (Emotionen) und Triebe lokalisiert. Die neuronalen Netzwerke können durch ein angeleitetes Lernen schrittweise modifiziert werden. So entstehen neue Nervenverbindungen (Synapsen), Transmitter-Rezeptoren und sogar neue Nervenzellen (Neurogenese). Diese so genannte Neuroplastizität besteht in jedem Lebensalter (vorrangig jedoch in der Kindheit), wodurch erst pädagogische und psychotherapeutische Einflussnahmen möglich werden.

Von großer Bedeutung, neben den genetisch angeborenen Dispositionen, ist die Art und Weise der **emotionalen Bindung** zwischen einer Bezugsperson und dem Kind in den ersten Lebensjahren, wobei die Ausschüttungen des Hormons „Oxytocin“ und von körpereigenen „Opiaten“ eine maßgebliche Rolle spielen. Diese Stoffe hemmen das Stresssystem mit seinen Hormonen und erzeugen ein emotionales Wohlbefinden. Zu unterscheiden sind **sicher oder unsicher gebundene** Kinder. Die frühen Bindungserfahrungen sind die Grundlage für Mitgefühl (Empathie) und für das spätere Sozialverhalten.

Eine sichere Bindung entsteht bei einem Erziehungsverhalten, das durch emotionale Wärme, Mitgefühl, Geduld, Fürsorglichkeit, Geborgenheit, Vertrauen, Verlässlichkeit und vor allem durch eine ausgewogene **Balance zwischen Nähe und Distanz** gekennzeichnet ist. Andernfalls entsteht eine unsichere Bindung. Unsicher gebundene Kinder klammern sich entweder zu sehr an ihre Bezugspersonen oder distanzieren sich zu sehr von ihnen. In ihrem Bindungsverhalten sind diese Kinder entscheidungsunsicher und desorganisiert. Die unsichere Bindung kann zur Ursache von Entwicklungsstörungen und psychosomatischen Erkrankungen werden. Ein Beispiel dafür ist der Hospitalismus, d.h. früh vom Elternhaus getrennte (isolierte) und in Heimen, Anstalten oder Spitälern aufwachsende Kinder sind deutlich krankheitsanfälliger.

Eine wichtige Phase in der frühen Kindheit, die auf den Bindungserfahrungen im Säuglingsalter aufbaut, besteht in der Ausbildung einer „**Theory of mind**“, d.h. dem Verstehen der Emotionen von anderen Personen und dem Erkennen eines fremden ICHs im Unterschied zum eigenen ICH. Ähnlich wie das Immunsystem lernt das Kind zwischen fremd und selbst zu unterscheiden. So lernt das Kind Objekt und Subjekt zu trennen. Damit ist auch die Basis für die Entwicklung eines **autobiografischen Gedächtnisses** geschaffen, das uns ein Leben lang begleitet, und ohne dem die Ausformung eines Ich-Bewusstseins als einer überdauernden Instanz nicht möglich ist.

Für die Leistungsfähigkeit des psychischen Apparates entscheidend ist neben der genetisch angeborenen neuronalen Struktur vor allem die Reichhaltigkeit frühkindlicher Reize und Erfahrungen. Ein Entzug (Deprivation) von visuellen Reizen während der ersten Lebensmonate führt zu einer deutlich schwächeren Vernetzung von Nervenzellen in den visuellen Feldern der Großhirnrinde.

Von großer Bedeutung ist die **Sprachentwicklung** des Kindes. In der Vorschulzeit werden zwei Formen des Spracherwerbs unterschieden: das **implizite und das explizite Erlernen** der Sprache. In den ersten drei Jahren erfolgt der Spracherwerb ausschließlich implizit, d.h. beiläufig und ohne besondere Konzentration auf die Lernakte. Wichtig ist die enge Zweierbeziehung mit einem Interaktionspartner. Dabei reagiert das Baby vor allem auf die Sprachmelodie (Rhythmus, Betonung) der Mutter. Nach dem explosiven Zuwachs von Lauten und Wörtern erfolgt eine explosive unbewusste Aneignung von Grammatikregeln. Parallel dazu werden vom Kind kognitive und soziale Kompetenzen erworben. Ab dem vierten Lebensjahr beginnt das Kind auch explizit zu lernen, d.h. mit Vorsatz und Konzentration. Das Sprachlernen wird nun durch gezielte pädagogische Maßnahmen motiviert, arrangiert und unterstützt. Alle diese Prozesse führen zu einem deklarierbaren Wissen über die Grammatik einer Sprache. Sprache ist für uns Menschen von eminenter Bedeutung, einerseits als Stütze für das Denken und andererseits als wichtigstes Kommunikationsmittel. Wir äußern damit unsere Befindlichkeiten (Symptome), wir fordern damit von unseren Mitmenschen bestimmte Handlungen (Signale) und wir beschreiben damit unsere Welt (Deskriptionen).

[2] Sozialisierung und Entwicklung

Dass man Nahrung aufnimmt, ist eine biologische Notwendigkeit - wie man dies tut, ist hingegen durch soziale Normen geregelt. Unter **Sozialisation** versteht man den Prozess der Anpassung des Individuums an sein soziales Umfeld, eben an die Gesellschaft. Diese Anpassung erfolgt durch eine Verinnerlichung (Internalisierung, d.h. emotionale und kognitive Akzeptanz) der gesellschaftlichen Normen. Den Prozess der Sozialisierung beschreibt der Schweizer Psychologe **Jean Piaget** in einem Vier-Phasen-Modell. Dabei geht es um den Übergang von moralischer Fremdbestimmung (**Heteronomie**) zur eigenverantwortlichen Selbstbestimmung (**Autonomie**).

(a) Vorethische Phase (cirka bis 3. Lebensjahr). Durch eine innige Beziehung zu einer liebevollen Bezugsperson erfährt das Kleinkind Geborgenheit und Sicherheit. Es entwickelt ein Regelbewusstsein durch die Begegnung mit Sachverhalten unter gleichbleibenden situativen Bedingungen. So entsteht ein Urvertrauen.

(b) Phase der personellen Heteronomie (cirka bis 6. Lebensjahr). Das Regelbewusstsein wird zum Pflichtbewusstsein, welches in der konstanten Erfüllung sozialer Normen besteht. Das Kind akzeptiert diese Normen aber nur aus Liebe zur ausgezeichneten Bezugsperson oder aus Angst vor Liebesverlust. Pflichtbewusstsein um der Liebe Willen.

(c) Phase der sachlichen Heteronomie (cirka bis 10. Lebensjahr). Es kommt zur schrittweisen Unabhängigkeit von der personellen Autorität und zur Akzeptanz von sachlichen Autoritäten. Begründete Spielregeln werden ernst genommen (Angst vor Sachschaden). Soziale Normen gelten wie Naturgesetze (ethischer Realismus). Pflichtbewusstsein um der Sache Willen.

(d) Phase der Autonomie (bis ins Erwachsenenalter). Der junge Mensch gelangt zur Erkenntnis des relativen und normativen Charakters der sozialen Spielregeln. Nach der Periode der Rebellion (Sturm und Drang) folgt die Einsicht, dass ohne Regeln kein gemeinschaftliches Zusammenleben funktioniert. Es werden demokratische Diskussionen über sinnvolle Regeländerungen geführt, bis schließlich viele Entscheidungsfindungsprozesse und zum Teil leidvolle Erfahrungen zu einer autonomen (selbstbestimmten) moralischen Haltung führen.

Jean Piaget erforschte nicht nur die Persönlichkeits-Entwicklung sondern auch die Intelligenz-Entwicklung. Intelligentes Verhalten dient vor allem der optimalen Anpassung des Menschen an die jeweilige Umweltsituation, wobei immer wieder neue Aufgaben mit Hilfe der psychischen Funktionen (Wahrnehmung, Gedächtnis und Denken) gelöst werden müssen. Genau so wie bei der Sozialisation unterscheidet **Jean Piaget** auch bei der Intelligenz-Entwicklung vier verschiedene Stufen. Dabei geht es um den Übergang vom **anschaulichen**, wahrnehmungsgebundenen Denken zum **abstrakten**, begrifflichen Denken. Die Grenzen dieser Entwicklungsstufen sind nicht starr fixiert, sondern sie verlaufen fließend.

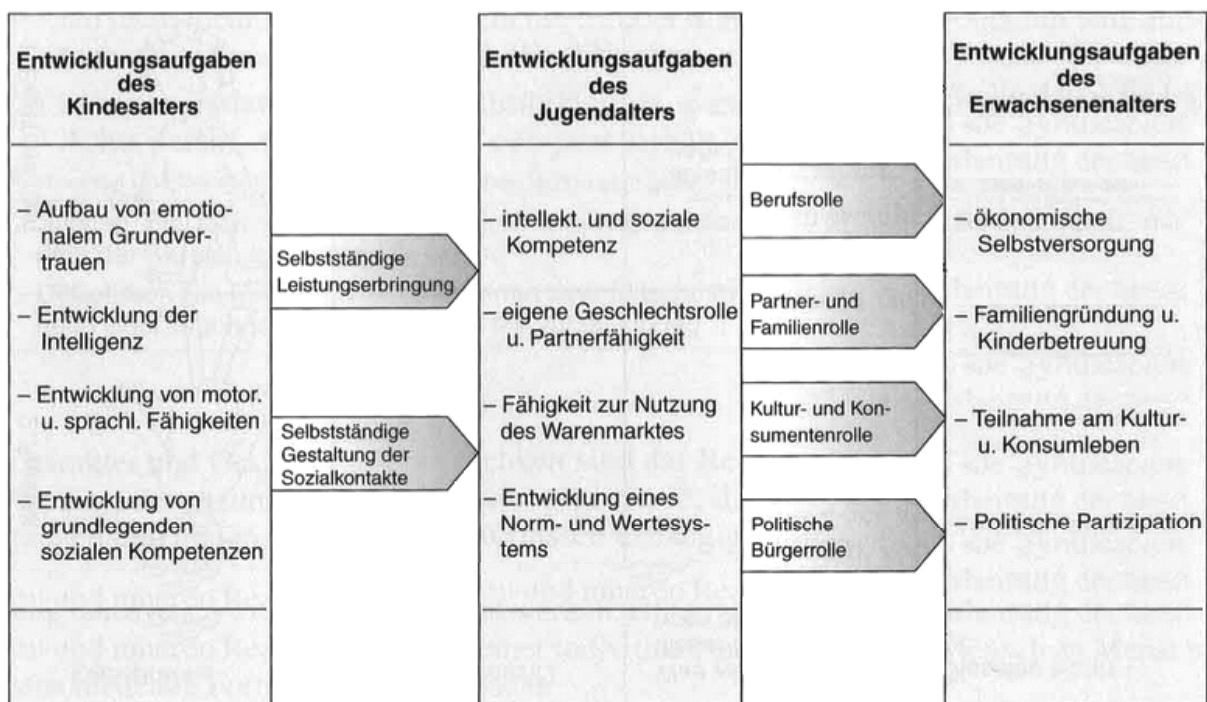
(a) Stufe der sensomotorischen Intelligenz (Geburt bis ca. 2 Jahre). In dieser Phase erwirbt das Kind durch sensomotorische Auseinandersetzungen mit der Umwelt bereits vage Vorstellungen von Raum, Zeit und Kausalität als Voraussetzungen für ein konkretes Objektkonzept. Das Kind sieht die Welt nur von seinem egozentrischen Standpunkt, welcher erst viel später relativiert wird.

(b) Stufe der präoperationalen Intelligenz (ca. 2 - 7 Jahre). Das Kind lernt Dinge und Handlungen als Symbole zu verwenden und ist zu symbolischen Spielen (Rollenspielen) in der Lage. Aus den verwendeten Symbolen entwickeln sich schrittweise sprachliche Begriffe. Das Kind erkennt den Unterschied zwischen einer Klasse von Gegenständen und den einzelnen Gegenständen, die zu dieser Klasse gehören (Menge-Element-Relation). Das Denken verläuft dabei anschaulich.

(c) Stufe der konkreten Operationen (ca. 7 - 12 Jahren). Operationen sind verinnerlichte Handlungen, die auch reversibel sind. Induktives und analoges Denken sind charakteristisch. Die Phase der konkreten Operationen bildet damit die Überleitung von der Koordination von Handlungen zur Formalisierung der Gedanken auf der nächsten Stufe.

(d) Stufe der formalen Operationen (ab 12 Jahren). Das Denken beschränkt sich nicht mehr auf konkrete Objekte, Klassen und einfache Relationen. Es kann mit sprachlichen Begriffen operieren und Aussagen deduktiv ableiten. Komplexere Abstraktionen sind möglich.

Entwicklungsperioden und entsprechende Entwicklungsaufgaben:



Frühe Kindheit (0-2 Jahre)	Abhängigkeit, Bindung, Anhänglichkeit (social attachment) Grundlegende motorische Funktionen entwickeln Sensomotorische Intelligenz, Erkennen einfacher Kausalitäten Implizites Erlernen von Sprache Unterscheidung von Subjekt und Objekt, Objektpermanenz Entwicklung einer „Theory of Mind“
Kindheit (2-5 Jahre)	Verfeinerung der motorischen Funktionen Selbstkontrolle (vor allem motorisch) Fortgesetzte Sprachentwicklung, Phantasie und Spiel
Schulübergang und frühes Schulalter (6-7 Jahre)	Konkrete Operationen Einfache moralische Unterscheidungen treffen Geschlechtsrollen-Identifikation Spiel in Gruppen, Rollenspiele
Mittleres Schulalter (8-12 Jahre)	Selbstbewusstsein (mutig, tüchtig, usw.) Erwerb der Kulturtechniken (Lesen, Schreiben, Rechnen etc.) Soziale Kooperation, Spielen und Arbeiten im Team
Jugend, Adoleszenz (13-19 Jahre)	Formale Operationen Körperliche Reifung Gemeinschaft mit Gleichaltrigen (Peergruppen) Sexuelle Beziehungen Internalisiertes moralisches Bewusstsein Autonomie von den Eltern Berufswahl
Frühes Erwachsenenalter (20-30 Jahre)	Heirat und Geburt von Kindern Arbeit/Beruf und eigenen Lebensstil finden
Mittleres Erwachsenenalter (31-55 Jahre)	Berufliche Karriere Heim/Haushalt führen Kinder aufziehen
Spätes Erwachsenenalter (56 und älter)	Energien auf neue Rollen lenken Akzeptieren des eigenen Lebens Eine Haltung zum Sterben finden

[3] *Verschiedene Erziehungsstile*

Neben den primären Erziehungszielen werden relativ zur jeweiligen Gesellschaft weitere Ziele formuliert. Bis 1960 standen Vorstellungen wie Disziplin, Pflichterfüllung und Gehorsam im Mittelpunkt. Dann erfolgten ein Wertewandel und eine Emanzipation in vielen Bereichen. Heute werden eher Selbständigkeit (Mündigkeit), Kritikfähigkeit und Eigenverantwortung des Kindes als vorrangige Ziele angestrebt. In diesem Zusammenhang können drei Erziehungsstile unterschieden werden: autoritär, anti-autoritär (laissez-faire) oder demokratisch.

Bei der **autoritären Erziehung** trifft die jeweilige Autorität alle Entscheidungen alleine. Diese dürfen nicht hinterfragt werden, und dem jungen Menschen wird sein natürliches Neugierverhalten und auch sein Freiheitsstreben unterbunden. Er wird dadurch zum Befehlsempfänger, welcher eine vorgegebene Ordnung stur einhalten muss. Es wird verlangt, dass man Befehlen gehorcht, bevor man sie überhaupt versteht. Als Gegenpol dazu hat sich die **anti-autoritäre Erziehung** (laissez-faire) etabliert. Dabei lässt der Gruppenleiter die Kinder frei das tun, was sie wollen. Er fällt keine Entscheidungen und greift in das Geschehen prinzipiell nicht ein. Die Kinder müssen selbst herausfinden, was gut und was schlecht ist, und sie sollen selbst die Gruppenregeln aufstellen. Alle autoritären Strukturen, welche das Kind einschränken und daran hindern, frei und glücklich zu sein, müssen aufgehoben werden. An ihre Stelle tritt das Prinzip der Selbstregulation.

Ein sinnvoller Mittelweg ist die **demokratische Erziehung**. Eine egalitäre Autorität unternimmt die mühevollen Erziehungsarbeit, zuerst zu erklären, dann zu diskutieren und zuletzt Richtlinien aufzustellen. Erst denken, dann reden und dann handeln. Eine solche Erziehung konstituiert sich in der Dialektik von Annehmen und Zurückweisen. Sie ist immer gekennzeichnet durch einen achtsamen und respektvollen Umgang miteinander.

In der modernen **Schematherapie** unterscheidet man vier Eltern-Modi und vier Kind-Modi, die als typische Erlebnisarten und Verhaltensweisen auftreten und als Schemata verinnerlicht werden.

Die vier Kind-Modi:

(K1) Das verletzte Kind.

Das sind einsame, verlassene, zurückgewiesene, misshandelte, missbrauchte Kinder, aber auch solche, die schon viele Entbehrungen erlitten haben. Diese Kinder reagieren häufig depressiv, apathisch und antriebslos.

(K2) Das verärgerte Kind.

Wegen wiederholter Frustration ihrer Grundbedürfnisse sind diese Kinder verärgert und reagieren dann zornig ohne ihre Handlungsfolgen zu bedenken.

(K3) Das impulsive, undisziplinierte Kind.

Das sind Kinder mit einer sehr schwachen Impulskontrolle. Es geht ihnen nur um die Erfüllung der eigenen Bedürfnisse und Wünsche, wobei sie sozial rücksichtslos agieren.

(K4) Das glückliche Kind.

Diesen Kindern werden ihre Bedürfnisse innerhalb angemessener Grenzen weitgehend erfüllt. Sie können dann Befriedigungen aufschieben und Frustrationen aushalten.

Die vier Eltern-Modi:

(E1) Die strafenden Eltern.

Diese Eltern bestrafen ihre Kinder sehr häufig, weil sie unfolgsam und „böse“ sind. Sie verlangen von den Kindern autoritär eine bedingungslose Gehorsamshaltung.

(E2) Die fordernden Eltern.

Diese Eltern erwarten und fordern von ihren Kindern außerordentliche Leistungen und setzen sie unter einen permanenten Leistungsdruck.

(E3) Die nachgiebigen Eltern.

Sie erfüllen ihren Kindern alle Wünsche, verwöhnen und verzärteln sie. Sie setzen ihren Kindern wenige oder gar keine Grenzen, so dass diese dann keine Frustrationstoleranz und keinen Befriedigungsaufschub erlernen.

(E4) Die „idealen“ Eltern.

Sie pflegen einen liebevollen und einfühlsamen Umgang mit ihren Kindern, aber sie setzen ihnen auch mit Achtsamkeit und Konsequenz angemessene Grenzen. Sie finden die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz.

Zwischen diesen Kind- und Eltern-Modi entstehen oft Spannungen und Konflikte, auf welche dann mit drei typischen **Bewältigungs-Modi** reagiert werden kann.

(B1) Erdulden (Unterwerfung)

(B2) Vermeiden (Gefühlsabspaltung)

(B3) Auflehnen (Kompensation)

Konfliktspannungen werden vermindert durch passives Erdulden einer verletzenden Situation (B1) oder durch ein Vermeiden der Situation und durch ein gefühlsmäßiges Abtrennen (B2) oder durch kämpferische Aktivitäten zur Verbesserung der Situation (B3).

[4] Erziehungsprobleme in der heutigen Zeit

(a) Die westlichen Wohlstandsgesellschaften

Noch (im Jahre 2016) geht es dem Mittelstand in den westlichen, kapitalistischen Wohlstandsgesellschaften relativ gut. Jedoch wird der Unterschied zwischen reichen und armen Bürgern immer größer. Der Motor unseres Wohlstandes sind das Leistungsmotiv und die Habgier. Die wertebewusste und traditionsreiche Familienstruktur ist zerbrochen. Es gibt immer mehr allein-erziehende Mütter und Väter und zerstreute Patchwork-Familien. Im modernen Medienzeitalter nehmen Fernsehen, Computer und Handy immer mehr Raum und Zeit im individuellen Leben ein. Die menschlichen Gehirne werden von einer ungeheuren Informationsflut überschwemmt. Das wissenschaftliche Weltbild und die Technik sind so komplex geworden, dass eine ordnende Zusammenschau und ein tieferes Verstehen für den einzelnen Menschen kaum möglich sind.

In einer solchen Welt müssen nun Eltern ihre Kinder aufziehen und erziehen. Die zwei konträren Hauptfehler dabei sind einerseits die „**Vernachlässigung**“ und andererseits die „**Überbehütung**“. Interessanterweise verursachen beide ähnliche Schäden bei den Kindern, denen es an Geborgenheit und Orientierung fehlt. Die Ursachen für eine Vernachlässigung oder Verwahrlosung der Kinder können vielfältig sein. Häufig ist es die zu große Belastung der Eltern durch den Beruf oder das elterliche Desinteresse an ihren Kindern. Auch die Ursachen für eine Überbehütung oder Verwöhnung können vielfältig sein. Meistens sind es so genannte Helikopter-Eltern.

(b) Helikopter-Eltern und Tyrannenkinder

Unter Helikopter-Eltern versteht man überfürsorgliche Eltern, die sich wie ein Beobachtungshubschrauber ständig in der Nähe ihrer Kinder aufhalten, um diese zu überwachen und zu beschützen. Ihr Erziehungsstil ist geprägt von (teilweise zwanghafter) „**Überbehütung**“ und auch exzessiver Einmischung in die Angelegenheiten des Kindes bzw. des Jugendlichen.

Viele Helikopter-Eltern kompensieren mit ihrer Überfürsorglichkeit an den Kindern ihre eigene Unsicherheit und Orientierungslosigkeit. Sehr oft drängen sie auch ihre Kinder zu besonderen Leistungen, um den Mangel an eigener Anerkennung auszugleichen. Sie wollen erfolgreiche und glückliche Kinder, um sich selbst als kompetent zu erleben. Dabei verlängern sie die Abhängigkeitsphase und fördern nicht die Selbständigkeit ihrer Kinder. So werden Ablösungskonflikte erzeugt.

Eine andere Variante inadäquaten Elternverhaltens besteht im „**Verwöhnen**“ und „**Verzärteln**“ der Kinder. Das Bestreben die eigenen Kinder besonders liebevoll und richtig zu erziehen, führt dazu, dass den Kindern ein Übermaß an Freiheit gewährt wird, ohne dass angemessene Grenzen gesetzt werden. Diese „laissez-faire“-Haltung der Eltern hat oft ihren Grund in eigenen Schuldgefühlen und im schlechten Gewissen den Kindern gegenüber, weil die Eltern zu wenig Zeit für die Kinder haben. Das schlechte Gewissen wird dann kompensiert mit noch mehr Konsum und noch mehr Freiheiten. Die Eltern wollen nur, dass ihre Kinder glücklich sind. Aber das ist zu wenig, denn das Leben besteht nicht nur aus Spaß und Vergnügen, sondern auch aus Pflichten und Verantwortungen. Kinder brauchen dafür echte Zuneigung und liebevolle Führung.

Überbehütung und Verwöhnung bewirken, dass die Kinder keine Selbständigkeit (Mündigkeit), keine Widerstandsfähigkeit (Resilienz) und keine Eigenverantwortung entwickeln. Das führt bei den betroffenen Kindern oft zu verschiedenen, psychosomatischen Störungen. Bettnässen, Essstörungen, Depressionen und ADHS können auftreten. Immer häufiger findet man solche Kinder (und Eltern) in psychotherapeutischen Einrichtungen unserer Gesellschaft.

Eine andere Folge von Überbehütung und Verwöhnung kann die Entwicklung von so genannten **Tyrannenkindern** sein. Wenn Eltern aus den Kindern kleine Prinzessinnen und Prinzen machen, wenn Eltern ihre Kinder zwanghaft nur glücklich sehen wollen, wenn Eltern ihren Kindern deswegen alles erlauben und ihnen keine Richtlinien und Grenzen setzen, dann werden diese Kinder zu kleinen Tyrannen. Sie sind unbeherrscht, sie fordern immer mehr, sie terrorisieren mit Schreien, Weinen und Schlagen ihre Eltern. Die Probleme beginnen sehr früh. Das Kind will immer am Abend spielen anstatt einzuschlafen. Das Kind will lieber seine Finger in das Trinkglas stecken anstatt daraus zu trinken. Das Kind will lieber Fernsehen anstatt Hausübungen zu machen. Und die Eltern erfüllen alle seine Wünsche, intervenieren in der Schule und vergessen dabei ihre eigentliche Kernkompetenz, nämlich die Kinder mit Konsequenz liebevoll zu führen und zu leiten. Häufig verhindern ihre Schuldgefühle und ihr schlechtes Gewissen, dass sie ihre Führungsrolle konsequent annehmen und ausüben.

(c) Die andere Seite der Wohlstandsgesellschaft

Zum Abschluss muss gesagt werden, dass Helikopter-Eltern und Tyrannenkinder nur die eine Seite der Erziehungslandschaft sind. Die andere Seite sind vernachlässigte, verwahrloste und verletzte Kinder, welche in ihrem Leben nie Liebe und Zuneigung erfahren haben und oft in Drogensucht und Kriminalität abgleiten. Diese Kinder zurückzuholen und ihnen einen Sinn im Leben zu vermitteln, ist eine unabdingbare Aufgabe unserer Gesellschaft. Ein eigenes Kapitel und eine besondere Herausforderung an die Gesellschaft sind in der heutigen Zeit die verarmten und oft verletzten Flüchtlingskinder. Sinnvolle Hilfe und Integration dieser Kinder stellen unsere Gesellschaft vor große, aber hoffentlich lösbare Probleme.

[5] Was ist eine „richtige“ Erziehung?

Bei der Sichtung von vielen Kommentaren, Artikeln und Lehrbüchern kristallisieren sich einige allgemein gültige Grundsätze einer „richtigen“ Erziehung heraus. Das heute allgemein akzeptierte Erziehungsziel ist der **selbständige (mündige) Mensch**, welcher eigenverantwortlich, kritikfähig, widerstandsfähig, verantwortungsbewusst, tolerant und glücklich ist. Am besten geeignet zur Erreichung dieses Ziels erweist sich ein flexibler, situationsabhängiger, im Schwerpunkt aber **demokratischer Erziehungsstil** (siehe Abschnitt [3]). Die Diplompädagogin **Maria Wallner** vergleicht das Erziehen mit dem Jonglieren mit drei Bällen. Der erste Ball ist „**Wärme**“, der zweite Ball sind „**Regeln**“ und der dritte Ball ist „**Selbständigkeit**“. Richtiges Jonglieren muss mühsam erlernt werden. Man muss es täglich mit Ausdauer üben, und dabei kann es passieren, dass die Bälle aus der Hand gleiten und zu Boden fallen. Dieses Jonglier-Gleichnis beschreibt sehr gut die Hauptmerkmale einer „richtigen“ Erziehung, die in **acht Erziehungsfaktoren (F)** aufgegliedert werden können.

- (F1) **Wärme und Geborgenheit vermitteln**
- (F2) **Achtsam zuhören und sich Zeit nehmen**
- (F3) **Geduld und Gelassenheit aufbringen**
- (F4) **Immer offen, ehrlich und authentisch sein**
- (F5) **Auf Klarheit, Ordnung, Regelmäßigkeit achten**
- (F6) **Angemessene Leitlinien und Grenzen setzen**
- (F7) **Konstanz und Konsequenz einhalten**
- (F8) **Selbständigkeit und Verantwortung fördern**

Im Folgenden sollen dazu noch einige Beispiele aus der Erziehungspraxis angegeben werden.

ad F1: Wärme und Geborgenheit vermitteln . . .

Vor allem in den ersten Lebensjahren brauchen Kinder bedingungslose Liebe. Dabei muss das Kind so angenommen werden wie es ist, und dies muss ihm auch gezeigt werden. So entwickelt sich Urvertrauen und Selbstvertrauen. Die Welt ist für das Kind ein großer Abenteuerspielplatz und für seine Erkundungsausflüge braucht es unbedingt die verlässliche Geborgenheit einer sicheren Bindung (siehe Abschnitt [1]). Ein Kind, das sich verweigert, weint und schreit, gibt so nur zu erkennen, dass seine legitimen Grundbedürfnisse nicht befriedigt wurden. Hier ist nicht Zurechtweisen oder Schimpfen angebracht, sondern Zuwendung und Beruhigung.

ad F2: Achtsam zuhören und sich Zeit nehmen . . .

Eltern sollen aktiv und aufmerksam zuhören und nicht beiläufig oder nebenbei. Spielsachen sind sicher wichtig, viel wichtiger aber ist es für Kinder im Alltag mithelfen zu dürfen (z.B. bei der Zubereitung des Essens oder beim Aufräumen der Wohnung oder bei der Pflege des Gartens). Auch wenn dann alles etwas länger dauert. Die nötige Zeit sollte dafür aufgebracht werden.

ad F3: Geduld und Gelassenheit aufbringen . . .

Kinder können ihre Eltern oft zur Weißglut treiben, beispielsweise bei den Tischsitten oder beim Kleideranziehen. Hier sind keine sofortigen Verhaltensänderungen zu erwarten. Hier und bei vielen anderen Dingen sind Geduld und Gelassenheit gefragt.

ad F4: Immer offen, ehrlich und authentisch sein . . .

Kinder erreicht man am besten, wenn man ehrlich und authentisch ist. Statt zu lügen oder etwas vorzuspielen, kann man durchaus seine eigenen Fehler eingestehen. Kinder haben ein sehr gutes Gespür dafür, ob ein Verhalten echt oder nur gespielt ist.

ad F5: Auf Klarheit, Ordnung, Regelmäßigkeit achten . . .

Kinder haben das Bedürfnis nach Übersicht und Ordnung. Sie fühlen sich sicher bei regelmäßigen Tagesabläufen. Sie brauchen immer gleiche, feste Rituale. Die neuronalen Netze unseres Gehirns lernen nur dann optimal, wenn die Inputreize klar und regelmäßig dargeboten werden. Das gilt uneingeschränkt für alle Formen des Lernens.

ad F6: Angemessene Leitlinien und Grenzen setzen . . .

Nur wenn klare Regeln und angemessene Grenzen gesetzt werden, lernen Kinder Befriedigungen aufzuschieben und Frustrationen auszuhalten. Allgemeine Regeln (Zimmer aufräumen, die Sachen in Ordnung bringen, die Hausübungen machen, Spielzeiten und Schlafenszeiten einhalten, usw.) ersparen endlose und zermürbende Diskussionen. Man kann sie gemeinsam mit den Kindern aufstellen, niederschreiben und auch die Konsequenzen bei ihrer Nichteinhaltung festlegen.

ad F7: Konstanz und Konsequenz einhalten . . .

Psychische und physische Gewalt haben in der Erziehung nichts zu suchen. Harter Liebesentzug oder Zynismus sind oft sehr verletzend. Es gibt auch keine „gesunden Ohrfeigen“. Sie bedeuten enormen Stress für das betroffene Kind. Es erlebt sich ohnmächtig und hilflos und wird in seinem Selbstwert geschwächt. Es reagiert dann entweder mit nachgiebiger Überanpassung oder mit einer chronischen Widerstandshaltung. Wenn Strafen tabu sind, wie soll eine gute Erziehung gelingen? Die Antwort ist eine *Erziehung mit Konsequenz*.

Von Anfang an sollten dem Kind bestimmte Spielregeln klar gemacht werden, und dass ihre Nichteinhaltung immer Konsequenzen nach sich zieht. Ist beispielsweise ausgemacht, dass das Kind vor dem Schlafengehen nur ein Computerspiel spielen darf und es spielt dann aber weiter, so darf es am nächsten Tag eben nicht mehr spielen. Eltern sollen mit ihren Kindern immer Klartext reden, wenn es Grenzen überschreitet – jedoch sollte dies in respektvollem und liebevollem Ton passieren. Spielregeln immer erklären, die Einhaltung dieser Regeln konsequent einfordern, und dabei trotzdem einen achtsamen gegenseitigen Umgang pflegen.

ad F8: Selbständigkeit und Verantwortung fördern . . .

Erziehung zur Selbständigkeit und Eigenverantwortung ist wichtig. Sehr oft wird aber übertrieben. Es ist kontraproduktiv über alles und jedes nach dem Einverständnis der Kinder zu fragen und sie überall mitreden zu lassen („überfragte Kinder“). Es gibt immer Dinge, die nicht verhandelbar sind, und Kinder müssen lernen, das zu akzeptieren. Trotz allem Einbinden und Ernstnehmen existiert die Asymmetrie zwischen erfahrenem Erwachsenen und unerfahrenem Kind. Oft ist es jedoch sehr schwierig abzuwägen, ob man seinem Kind eine bestimmte Tätigkeit selbständig und in Eigenverantwortung zutrauen kann oder nicht.

[6] Allgemeine Leitlinien der Schulbildung

Bildung im weitesten Sinne überschneidet sich mit Erziehung in großen Teilen. Eine Bildung im engeren Sinne vermittelt einschlägiges Wissen, was vor allem die Aufgabe von Schulen ist. Die schulische und die außerschulische Bildung verfolgen beim Lernenden drei grundsätzliche Ziele:

- *Entwicklung einer psychisch gesunden Persönlichkeit*
- *Entwicklung von emotionalen und sozialen Kompetenzen*
- *Vermittlung von kognitiven Fähigkeiten und Fachwissen*

Der Kernpunkt der schulischen Bildung liegt, ähnlich wie bei der psychotherapeutischen Allianz, in der vertrauensvollen und respektvollen Beziehung zwischen Lehrer und Schüler. Nur wenn im Prozess des Lehrens und Lernens die sechs psychoneuralen Grundsysteme (Bindung, Beruhigung, Belohnung, Stressverarbeitung, Impulshemmung und Realitätsprüfung) entsprechend berücksichtigt werden, ist langfristiger Lernerfolg sichergestellt. Ansonsten ist der Ertrag dürftig und die Mühe umsonst. Der Lehrer muss eine personale und fachliche Autorität für den Schüler sein. Der ausgereiften, wissenden Persönlichkeit des Lehrers steht die unreife, unwissende Persönlichkeit des Schülers gegenüber. Daraus ergibt sich notwendiger Weise ein asymmetrisches Lehrer-Schüler-Verhältnis.

Ein nachhaltiger Lernerfolg hängt von folgenden drei Grundfaktoren ab: (1) von der *Intelligenz*, (2) von *Motivation* und *Begeisterung*, (3) von *Ausdauer* und *Fleiß*.

Intelligentes Verhalten ist zum großen Teil angeboren, kann aber mit Hilfe entsprechender Lern- und Lehrmethoden erheblich gefördert werden. Motivation ist die Basis für jeden Lernerfolg. Sie lebt in hohem Maße vom Vorbild, von Ermutigung und Belohnung. In der Schule muss der Lehrer zunächst ein guter Motivator sein (durch seine vorbildhafte personale Autorität) und dann erst ein guter Wissensvermittler (durch seine vorbildhafte fachliche Autorität).

Zunächst müssen beim Schüler Neugierde und Interesse geweckt werden, dann erst kann nachhaltig unterrichtet werden. Der dritte Faktor liegt auf der Seite des Schülers. Nur durch Fleiß und Ausdauer wird langfristiger Lernerfolg gesichert. Das aber bedeutet nicht nur Spass, sondern auch Arbeit und Mühe. Leider sind Fleiß und Ausdauer in den meisten westlichen Kulturen aus der Mode gekommen – jedoch in vielen östlichen Kulturen bedeuten sie noch immer erstrebenswerte Persönlichkeitseigenschaften.

In kognitiver Hinsicht geht es beim schulischen Lernen darum, dass Lerninhalte dauerhaft im Langzeitgedächtnis des Schülers gespeichert werden. Neben dem motivierenden Vorbild des Lehrers ist die schülergerechte Darbietung des Lernstoffes ein wichtiger Faktor. Diese muss so erfolgen, dass eine Verankerung im Vorwissen des Schülers möglich ist. Nur durch Assoziation mit bereits Bekanntem kann Unbekanntes erlernt und beherrscht werden.

In der Schulrealität kommuniziert ein Lehrgehirn im Klassenraum mit ca. 25 Schülergehirnen. Jedes Gehirn bringt seine eigene, individuelle psychische (Er)Lebenswelt mit. Damit das Lehrgehirn bei der Wissensvermittlung die Lerninhalte bleibend in den Schülergehirnen verankern kann, muss es ein Wissen um das jeweilige Vorwissen in den Schülergehirnen haben. Dieses Wissen muss sich der Lehrer unbedingt verschaffen, bevor er zu unterrichten beginnt.

Zusätzlich sind ständige Wiederholung und begleitende Lernkontrollen unabdingbare Voraussetzungen für Nachhaltigkeit. Außerdem müssen die Gesetze der Lernpsychologie beachtet werden. Vor allem darf der Lernstoff nicht zu umfangreich sein. Er sollte logisch gegliedert sein, und die Lernakte sollten zeitlich gestreut werden. Auch hier gilt der Grundsatz „*Weniger ist Mehr*“. Schlussendlich sollte immer die Sinnhaftigkeit des Lernstoffes aufgezeigt werden. Für den Schüler ist es lernhemmend, wenn er nicht weiß wofür er eigentlich lernt.

Was die Unterrichtsform betrifft, gibt es keine Prioritäten. Der Frontalunterricht eines kompetenten, einfühlsamen und begeisternden Lehrers ist allemal wirksamer als ein wenig strukturierter Gruppenunterricht oder ein nicht überwachter Einzelunterricht. Ein wichtiges Thema ist auch die Leistungsdifferenzierung. Der Unterricht in leistungsmäßig sehr inhomogenen Schulklassen mit Binnendifferenzierung ist nur in der elementaren Grundschule sinnvoll. Je komplexer die zu vermittelnden Wissensinhalte sind, umso effektiver erweisen sich kleine homogene Leistungsgruppen. Dabei sollte jedoch beachtet werden, dass solche Aufteilungen immer flexibel und reversibel gehalten werden.

Im sozialen Miteinander sind gegenseitiger Respekt und Achtsamkeit gefordert. In emotionaler Hinsicht muss zwischen Lehrer und Schüler eine vertrauensvolle und respektvolle Beziehung aufgebaut werden. Nur auf der Basis einer positiven und sicheren Bindung ist nachhaltiges Lernen möglich. Dazu muss in der Schule ein möglichst stressfreies und angstfreies Lernklima geschaffen werden.

Wissensvermittlung und Persönlichkeitsbildung können nur funktionieren, wenn die psychoneuralen Grundsysteme entsprechend berücksichtigt werden. Dabei geht es um Bindungsfähigkeit, Empathie, Selbstberuhigung, Selbstbelohnung und auch Belohnungsaufschub, Selbstmotivation, Stressverarbeitung, Frustrationstoleranz, Realitätssinn und Risikowahrnehmung. Das zusammen macht eine „reife Persönlichkeit“ aus. All dies zu erwerben und auszubauen ist eine lebenslange Aufgabe und nicht mit dem Schulabschluss beendet - aber in der Kindheit und Jugendzeit kann viel mehr erreicht werden als später.

Leider ist es ein Tatbestand, dass in der üblichen Schulpraxis diese Faktoren viel zu wenig beachtet werden. Um schulische Bildung nachhaltig zu verbessern, muss diesen neurobiopsychologischen Erkenntnissen Rechnung getragen werden.

[7] Die Messbarkeit von Schülerleistungen

Es gibt zwei Ansätze zur Bewertung von Schülerleistungen: (1) ein quantitatives, beispielsweise fünfstufiges Notensystem oder (2) ein qualitatives, verbal beschreibendes Bewertungssystem. Trotz verschiedener Nachteile des Notensystems ist dieses vorzuziehen, weil verbale Bewertungsverfahren noch größere Nachteile und Probleme erzeugen, wie (a) die unterschiedliche Auswahl von den Beurteilungskriterien und (b) die subjektive Art und Weise der Ausformulierungen und (c) den Mangel an objektiver Vergleichbarkeit.

Noten sollen Schüler, Lehrer und andere über das Leistungsvermögen des Schülers informieren. Durch die Noten kann der Lehrer auch seine eigene Unterrichtsqualität besser einschätzen und Vorhersagen über die künftige Schülerentwicklung treffen. Noten dienen als Grundlage für Selektionsentscheidungen und Notenverteilungen können auch statistisch ausgewertet werden.

Wie werden Noten gebildet? Der zu messende Gegenstand ist die Leistung eines Schülers bei der Lösung von gestellten Aufgaben. Dazu muss zuerst die Aufgabenstellung sowohl dem gewünschten Lernziel als auch der jeweiligen Altersstufe (Schwierigkeit) entsprechen. Im Idealfall sind Lernziel und Lernstoff normiert und standardisiert. Zweitens müssen die Auswertungskategorien der Aufgabenlösung festgelegt werden. Im Idealfall ist der Bewertungsschlüssel der Aufgabenlösung normiert und standardisiert. Dadurch wird objektiv bestimmt, was die einzelnen Noten bedeuten. Ursprünglich sind Noten ein „Klasseninternes Bezugssystem“. Durch Standardisierung in überregionalen, zentralen Stellen werden die Noten relativ unabhängig vom klasseninternen Bezug und können klassenübergreifend interpretiert werden. Dadurch sind Vergleichbarkeit und Transparenz gewährleistet. Der unbestreitbare Vorteil der Standardisierung von Lernstoff und Prüfungsverfahren liegt darin, dass erstens verschiedene Lehrer dieselbe Schülerarbeit möglichst gleich bewerten, und dass zweitens Schüler der gleichen Altersstufe und des gleichen Schultyps immer nach demselben Lehrstoff unterrichtet werden.

Wichtig erscheint die Ausarbeitung der methodischen Grundkompetenzen in den verschiedenen Gegenständen und deren genaue Beschreibung mithilfe von Deskriptoren. In den **Sprachen** sind es die vier Grundkompetenzen *Hören, Lesen, Schreiben* und *Sprechen*. Hilfreich zur Beurteilung von Schreibproduktionen sind dabei die vier Hauptdeskriptoren *Erfüllung der Aufgabenstellung (Inhalt)*, *Aufbau und Layout (Gliederung)*, *Spektrum sprachlicher Mittel (Ausdruck)*, *Sprach- und Schreibrichtigkeit (Grammatik und Rechtschreibung)*. Diese vier Beurteilungsfaktoren sind standardmäßig unterschiedlich gewichtet.

In der **Mathematik** sind es die sechs Methodenkompetenzen *Modellieren und Darstellen (M1)*, *Operieren und Rechnen (M2)*, *Verwenden von Werkzeugen (M3)*, *Abstrahieren und Transferieren (M4)*, *Sprachrichtiges Argumentieren und Kommunizieren (M5)*, *Interpretieren und Reflektieren (M6)*. Diese methodischen Kompetenzen sind auch in anderen Gegenständen anwendbar.

Natürlich setzt eine solche methodische Kompetenzorientierung das Lehren und Lernen von fachspezifischen Inhalten voraus. Eine Kompetenzorientierung ohne inhaltliche Wissensvermittlung ist unsinnig. Genauso wenig zielführend erscheint das alleinige Wissen um Fakten ohne das Wissen, wie mit den Fakten umzugehen ist (Abstrahieren, Transferieren, Interpretieren); beispielsweise in Geschichte oder Biologie.

Es gibt auch Unterrichtsfelder wo eine normierende Standardisierung nicht sinnvoll ist. Dazu zählen vor allem kreative und musische Betätigungen. So können bei sprachlichen Leistungen nur Teilbereiche mit Hilfe von normierten Aufgabenstellungen (Lückentexte, Multiple Choice Fragen, usw.) erfasst werden. Sprachunterricht darf nicht nur auf die richtige Verwendung von vorgegebenen Textbausteinen reduziert werden. Dem kreativen, freien Schreiben sollte mehr Gewicht zugemessen werden.

Schließlich muss unbedingt erwähnt werden, dass es mehrere subjektive Fehlerquellen seitens der beurteilenden Lehrer gibt, beispielsweise den **Halo-Effekt** (ein sehr guter Allgemeineindruck beeinflusst die Wahrnehmung von einzelnen Merkmalen), den **Beharrungs-Effekt** (einmal gefällte Urteile werden nur schwer abgeändert), den **Barmherzigkeits-Effekt** (zu milde Beurteilung von Schülern in schwierigen gesundheitlichen oder sozialen Situationen), den **Disziplinierungs-Effekt** (Lehrer setzen die Noten zur Disziplinierung von Schülern ein), den **Sympathie-Effekt** (sympathische Schüler werden besser beurteilt), usw. Trotz dieser subjektiven Fehlerquellen ist ein standardisiertes und normiertes Notensystem das objektivste Bewertungsverfahren.

[8] Anmerkungen zum Mathematikunterricht

• **Mathematik soll Denkhaltungen bilden**

Neben der Vermittlung von praktischen Fertigkeiten wie beispielsweise „Prozentrechnen“ ist ein vorrangiges Ziel des Mathematikunterrichtes das Erlernen von effektivem Problemlöseverhalten.

Kreatives Denken: Entwicklung origineller, phantasievoller Lösungswege.

Analytisches Denken: Zerlegung der Arbeit in Bausteine.

Systematisches Denken: Schrittweise Entwicklung der Lösung.

Induktives Denken: Analysieren und Erkennen von Regelmäßigkeiten.

Deduktives Denken: Behauptungen müssen bewiesen werden.

Kritisches Denken: Hinterfragen der Gültigkeit verwendeter Verfahren.

Genaueres Sprechen: Exakte sprachliche Formulierung von Problem und Lösung.

Das Auswendiglernen von Formeln und Rezepten zum stereotypen Durchrechnen von Übungsbeispielen ist weniger wichtig.

• **Mathematik soll Meditation sein**

Im Zeitalter multimedialer Hirnzersplitterung (insbesondere durch Computer und Fernsehen) ist es wichtig, dass beim Lösen einer gestellten Aufgabe der Schüler zumindest eine Zeit lang nur mit sich selbst und dem Problem kämpft. Natürlich werden dabei auch einige Hilfestellungen von außen notwendig sein. Die konzentrierte Auseinandersetzung mit dem Problem soll jedoch allein erfolgen - in Einzelarbeit und nicht in geschwätziger Gruppenarbeit.

• **Mathematik soll Abenteuer sein**

Der Lehrer muss motivieren. Die entsprechend einfache, anschauliche und spannende Darbietung einer mathematischen Aufgabe soll beim Schüler Problembewusstsein, Neugierde und Erwartungsspannung auslösen. Der Lehrer als Animateur des Intellekts. Die wahren Abenteuer sind im Kopf und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo.

• **Mathematik soll Freude machen**

Sowohl dem Schüler als auch dem Lehrer soll ein so verstandener Mathematikunterricht Freude machen. Dem einsamen Kampf mit dem Problem soll eine umso lebhaftere Diskussion über die versuchten Lösungswege folgen. Die Schüler besprechen die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Meinungen und lernen so scharfsinnig zu argumentieren. Erfolgversprechende Vorschläge sollen vom Lehrer hinterfragt und entsprechend gewürdigt werden, und weniger erfolgreiche Schüler sollen zu weiteren Denkbemühungen ermutigt werden.

• **Mathematik soll nicht weltfremd sein**

Grau ist alle Theorie. Der unverzichtbare Ausgangspunkt des Mathematikunterrichtes sollte zunächst immer die erfahrbare Lebenswirklichkeit der Schüler sein. Die Mathematik entwickelt sodann für die verschiedenen Sachgebiete formale Modelle. Dadurch werden Teilbereiche der Welt quantifizierbar und berechenbar. So werden die Grundlagen für Naturwissenschaft und Technik geschaffen.

[9] Psychosoziale Aspekte von Lernstörungen

Dieser Artikel soll die Vielschichtigkeit der Ursachen von Lernstörungen aufzeigen und dazu beitragen, vorschnelle und eindimensionale Erklärungen zu vermeiden. Zunächst ein Fallbeispiel aus der täglichen Schulpraxis: Der **Schüler S** aus der vierten Klasse eines Gymnasiums erbringt in mehreren Unterrichtsfächern ungenügende Leistungen. Auffällig sind dabei seine erhebliche Konzentrationsschwäche, die von verschiedenen Lehrern festgestellt wird und seine gelegentlich auftretenden Asthmaanfälle; ansonsten zeigt er ein durchaus angepasstes Verhalten.

Nehmen wir den nicht seltenen Fall an, dass der **Lehrer L** es unternimmt, nach den Ursachen für die Leistungsschwäche seines **Schülers S** zu fragen. Hinterfragen heißt ja, sich hinter die sichtbare Oberfläche zu wagen. Zu diesem Zweck intensiviert er die Beobachtung des Verhaltens seines Schülers und führt längere Gespräche mit ihm, seinen Mitschülern, seinen Eltern und auch den anderen Lehrerkollegen. Nehmen wir weiter an, dass der **Lehrer L** über jene psychologische Kompetenz verfügt, die es ihm ermöglicht einen zutreffenden, ganzheitlichen Befund aus seinen unterschiedlichen Recherchen zu ziehen. Im Sinne des Prinzips der Multikausalität gelingt es dem **Lehrer L** in unserem Beispiel sechs wichtige Faktoren, welche für die Lebenssituation des **Schülers S** relevant sind, aufzudecken. (Anmerkung: In der derzeitigen Schulpraxis, wo ein Lehrer sehr viele Schüler unterrichtet, ist eine solche zeit- und arbeitsaufwendige Beschäftigung mit einem einzelnen Schüler nur schwer möglich!)

(a) Der Vater

Zum Vater besteht ein ambivalentes emotionales Verhältnis, das zu andauernden Konflikten führt. Der Vater, ein Beamter von Beruf, projiziert in den Sohn seine eigenen hohen Leistungserwartungen, welche nicht erfüllt werden. Der Sohn erhofft von seinem Vater mehr Miteinander-Tun, welches nicht stattfindet. Die Situation verschärft sich. Am Ende steht ein fast völliger Kommunikationsverlust mit Enttäuschungen und Frustrationen auf beiden Seiten.

(b) Die Mutter

Von seiner Mutter erhofft sich **Schüler S** Verständnis, Hilfe und Schutz. Seine Mutter ist aber zu schwach, zu meinungsabhängig von ihrem dominanten Mann. Sie ist nicht in der Lage, ihrem Sohn jene verständnisvolle Fürsorglichkeit zu geben, welche er in dieser kritischen Lebensphase nötig hätte. Außerdem ist sie ebenfalls berufstätig und mit Beruf und Haushalt überlastet.

(c) Der Bruder

Schüler S hat einen jüngeren Bruder, der in der Schule vorzügliche Leistungen erbringt. Dieser Bruder wird von den Eltern bevorzugt und als positives Vorbild hingestellt. **Schüler S** fühlt sich zurückgesetzt und benachteiligt. Er entwickelt eine Reihe von negativen Emotionen gegenüber seinem Bruder (Neid, Eifersucht, Hass).

(d) Die Interessen

Schüler S zeigt ein besonderes Interesse an biologischen Vorgängen, das von seinen Eltern nie gefördert wurde. Außerdem wollte er nach der zweiten Klasse Unterstufe nicht in jenen Klassentyp aufsteigen, wo Latein unterrichtet wird. Er wurde aber von seinen Eltern dazu gezwungen. So sieht er sich fast täglich mit einem Unterrichtsfach konfrontiert, das er nicht wählen wollte und das ihn nicht interessiert.

(e) Die Klasse

Schüler S fühlt sich im Ganzen unverstanden und zieht sich schrittweise zurück. Kompensatorisch kommt es in der Klasse zu gelegentlichen Akten von Aggression gegen seine Mitschüler. Er schlittert in eine Außenseiterposition und ist nicht richtig integriert. Auch diese Situation in der Klasse erweist sich für **Schüler S** in keiner Weise als emotional befriedigend. Die Kontaktdichte zu seinen Mitschülern nimmt ab.

(f) Psychosomatische Reaktion

Die manchmal auftretenden Anfälle von Atemnot können mit Hilfe der beschriebenen emotionalen Situation, in der sich **Schülers S** befindet, erklärt werden. Die Lunge vermittelt den Stoffaustausch zwischen Außen und Innen; und die Sprache als wichtigstes Kontaktmittel wird durch Modulation des Luftstromes beim Ausatmen erzeugt. Das soziale Kommunikationsproblem und die psychische Belastung von **Schüler S** wirken als Stress einerseits auf das vegetative Nervensystem und andererseits auf das Immunsystem. Über diese Signalsysteme können sich gerade in dem betreffenden Fall Funktionsstörungen in der Lunge manifestieren: Einerseits vegetativ übersteuerte Kontraktionen der glatten Bronchialmuskulatur (d.h. Verengung der Atemwege) und andererseits erhöhte Infektionsanfälligkeit infolge reduzierter Abwehrleistung des Immunsystem (d.h. Entzündungen der Bronchien mit Schleimbildung). Man spricht in diesem Zusammenhang auch von psychosomatischem Bronchialasthma.

Auf diese verschiedenen Hintergrundfaktoren ist der bemühte und engagierte **Lehrer L** gestoßen. In weiteren Gesprächen mit dem **Schüler S** und vor allem mit dessen Eltern versucht er eine Verbesserung der emotionalen Situation des Schülers zu erreichen. **Lehrer L** erhofft sich dadurch eine Steigerung der Konzentrationsfähigkeit und der Lernleistung.

Das beschriebene Fallbeispiel sollte den mühsamen und zeitaufwendigen Weg einer multikausalen Befunderhebung in psychosozialen Fragestellungen aufzeigen. Lernstörungen und Verhaltensauffälligkeiten sind sehr oft nur verstehbar (und vielleicht auch behebbar) aus dem vielschichtigen Netzwerk psychosozialer Beziehungen, in dem das Kind eingebettet ist. Erst auf dieser multifaktoriellen Grundlage kann ein ganzheitlicher Befund (und vielleicht ein Therapieplan) erstellt werden. Wird beispielsweise bei einem Kind eine umgrenzte Teilleistungsschwäche vermutet, so sollte ein entsprechender geeichter psychologischer Test durchgeführt werden. Nach der sorgfältigen Befunderhebung kann dann einerseits ein individuelles lernpsychologisches Übungsprogramm erstellt werden; andererseits sollte aber auch die jeweilige psychosoziale Situation des Kindes miteinbezogen, d.h. eine enge Zusammenarbeit mit den Eltern gesucht werden. Bei schwereren Fällen von Lernstörungen sind die Schule und der Lehrer mit Sicherheit überfordert. Dafür steht der professionelle psychologische Dienst zur Verfügung.

Aber der Zeitgeist läuft anders: Eine Rückkehr zu simplen Antworten auf komplexe Probleme ist zu beobachten. Den so genannten alternativen, esoterischen Methoden gemeinsam ist die Zentrierung des Krankheitsgeschehens auf den individuellen Patienten, in unserem Falle auf das Kind. Es werden eindimensionale, grob vereinfachende und stereotyp wieder kehrende Universalerklärungen angeboten und verbreitet. Außer Acht gelassen wird die systemische, mehrdimensionale Sichtweise psychosozialer Problemstellungen. Die meisten Lernstörungen erweisen sich, so wie das obige Beispiel, als Signale einer gestörten Grundbeziehung zwischen Kind und seiner gesellschaftlichen Situation. Eine Therapie, die nur aus einfachen Körperübungen, aus der Verabreichung von Bach-Blüten oder geschüttelten Kräuteresenzen besteht, mag vielleicht im Augenblick helfen (Placebo-Effekt), mag vielleicht kurzfristig die emotionale Befindlichkeit und das kognitive Leistungsvermögen verbessern (jede liebevolle Zuwendung ist förderlich), löst aber auf Dauer die Grundproblematik nicht.

